

Saskia Wendel

**Der Johannesprolog – Joh 1**

Die Faszination, die für mich vom Johannesprolog ausgeht, liegt sicher darin begründet, dass es ein spekulativer Text ist, durchtränkt von philosophischen Überlegungen, durch die die Kernmotive des christlichen Glaubens bezeugt werden sollen, die Menschwerdung und die Dreifaltigkeit Gottes, und dies zudem in einer Sprachmächtigkeit, ja Schönheit des Sprachgebrauchs, die gerade für diejenigen anziehend ist, die sich der Verlockung der „schönen“ Sprache nicht entziehen können. Dieser Verlockung sich anheim zu geben bedeutet nicht, „an die Grammatik zu glauben“ (Nietzsche) und damit den sprachlich schönen Schein mit Realität zu verwechseln, sondern es bedeutet, auf die Kraft der Sprache als Vermögen der Vernunft und auf die Vernunft selbst als Vermögen der Erkenntnis von Wahrheit zu vertrauen. Sowohl für das Verständnis wie auch die aktualisierende Aneignung des Textes ist es wichtig, die Worte des Prologs nicht als wörtliche Bestimmungen Gottes zu verstehen, sondern als Metaphern, als Bilder, die uns Gott verstehbar, bestimmbar machen sollen. Diese Metaphern, die dem kulturellen Kontext des Autors entstammen, gilt es ins Heute zu übersetzen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass jene Metaphern, die der Bestimmung Gottes dienen sollen, nicht willkürlich gewählt und damit auch keiner beliebigen Bedeutung unterworfen sind, sondern gemäß analogem Sprachgebrauch durchaus die göttliche Wirklichkeit auszusagen vermögen, wenn auch unter der Bedingung des menschlichen Erfahrungshorizontes, der die Wahl und den Gebrauch jener „Gott-Metaphern“ prägt. Vor diesem Hintergrund sind meine folgenden Überlegungen zum Johannesprolog zu lesen.

**Das schöpferische Wort**

„Kein Ding sei wo das Wort gebricht“ heißt es in Stefan Georges Gedicht „Das

Wort“: Wo das Wort fehlt, wo es ausbleibt, da bleibt Welt aus, gebricht es an Seiendem, fehlen Dinge, Ereignisse, Personen. Man könnte diese Gedichtzeile als Plädoyer für das Zusammenspiel von Wort und Gegenstand verstehen: Seiendes kann von uns nur verstanden werden, wenn es von uns benannt, wenn es zur Sprache kommen kann, und so gesehen ist für uns dieses Seiende nur dann, wenn es in der Sprache ist. Doch man kann das auch anders deuten: Wo das Wort ausbleibt, ist überhaupt nichts, ohne das Wort kann nichts entstehen, weil nur durch das Wort aus Nichts Etwas werden kann. Wo das Wort gebricht, gebricht es an allem, was ist, gibt es nichts – auch keine Sprache, keine Zeichen und Worte, überhaupt keinen Sprachgebrauch. Das Wort, von dem George schreibt, ist somit mehr als ein Ensemble von Lauten und Buchstaben, genau besehen ist es gar kein gesprochenes Wort, sondern die Quelle der Worte, der Grund der Sprache als Grund alles Seienden.

Jenes Wort ist das schöpferische Wort, worin und wodurch alles entsteht, was ist. Ein Wort, dessen Bedeutung nicht im Bezeichnen eines Seienden besteht, auch nicht in der Referenz auf andere Zeichen und Worte, sondern darin, dass es schöpferische Macht und Kraft besitzt, dass es Wirklichkeit hervorbringt. Auch die gesprochenen Worte können solch ein schöpferisches Vermögen besitzen, da in Sprechakten Wirklichkeit nicht nur abgebildet, sondern geschaffen, erzeugt wird. Doch dieses so genannte performative Vermögen der Sprache gründet in jenem Wort, durch das Welt und damit auch jenes Vermögen der Sprache aller erst entstanden ist. Gebricht dieses Wort, gebricht es an allen anderen Worten und der durch sie erzeugten Wirklichkeit: Kein Ding sei, wo das Wort gebricht.

Der Johannesprolog zeugt von diesem schöpferischen Wort, welches „im Anfang“ war, und durch das alles geworden ist –

auch der Anfang von allem, denn erst mit Welt und Mensch, insbesondere mit der menschlichen Vernunft, entstehen Raum und Zeit als diejenigen Formen, in und durch die wir das Seiende anschauen und einordnen, und durch das uns dieses Seiende überhaupt erst zur Welt werden kann. Das Wort selbst jedoch hat weder Anfang noch Ende, es ist Grund und Ursprung des Seienden, selbst aber grundlos. Jenes eine, grundlose und damit selbstursprüngliche Wort gründet das gesamte Universum, die Vielheit der Welten, den Prozess des Werdens und Vergehens.

### Das schöpferische Wort ist Gott selbst

Die Bezeichnung „Wort“ für den Grund des Universums kann nun als ein metaphorischer Ausdruck interpretiert werden, und dies vor dem Erfahrungshorizont der Sprachpraxis. Kraft des Wortes benennen, bezeichnen wir und verleihen so dem Benannten Bedeutung. Dabei aber bilden wir nicht allein Wirklichkeit ab, die der Sprachpraxis vorgängig ist, sondern wir identifizieren, bestimmen dadurch ein noch unbestimmtes einzelnes Seiendes und unterscheiden es so von anderem Einzelseiendem. Zugleich erzeugen wir in dieser Benennungspraxis neue Wirklichkeit. Worte sind so gesehen immer schöpferisch, so wie die Sprache weder bloß darstellend oder allein Mittel zum Zwecke der Kommunikation ist, sondern ein wesentlich kreatives Vermögen. Diese Kreativität erstreckt sich auch auf die Sprache selbst, denn die Zeichen und Worte sind keine Abbilder vorgängiger Gedanken. Vielmehr unterliegt der Gebrauch von Zeichen und Worten ständiger Veränderung und Verschiebung, die auch das Denken prägen. Des Weiteren ist Sprache nicht allein die gesprochene oder geschriebene Sprache, sondern auch der leibliche Ausdruck kann dem Feld der Sprache hinzugehören. Diese Erfahrung der schöpferischen Kraft der Sprache prägt die Bezeichnung „Wort“. Das schöpferische Wort jedoch ist im Unterschied zu den Worten, den Wörtern, keiner unendlichen Verschiebung von Bedeutung unterworfen,

weil es diesen Verschiebungsprozessen vorgängig ist. In ihm wurzelt ja die Möglichkeit des Sprachgebrauchs und damit auch der Bedeutungsverschiebungen der Zeichen; der Grund, der das Wort ist, trägt seine Bedeutung in sich selbst, er referiert auf sich selbst, und genau darin kann er der Grund der Möglichkeit allen Bedeutens sein, welches sich in der Sprache vollzieht. Gerade weil das schöpferische Wort zunächst nichts anderes bedeutet als sich selbst, kann aus ihm Anderes entstehen, kann aus ihm Bedeutung erwachsen, die neue Wirklichkeit hervorbringt. Im Bezug auf sich selbst also ist das Wort zugleich auf das Andere bezogen, das aus ihm kommt.

Im griechischen Urtext allerdings steht bekanntlich „logos“, und dieser Ausdruck knüpft weniger an die Erfahrung der Sprachpraxis an denn an eine bestimmte Tradition griechischer Philosophie, die mit „logos“ die Vernunft bezeichnet, nicht allein die Sprache oder das Wort. Im Anfang war somit dem Urtext des Prologs entsprechend nicht allein das schöpferische Wort, sondern die schöpferische Vernunft. Das tut aber dem Zugang über die Sprachpraxis keinerlei Abbruch, denn die Sprache wurzelt ja als besonderes Vermögen in eben jener Vernunft, über die der Mensch als bewusstes Leben verfügt. Das Wort ist so gesehen ein *pars pro toto* für das gesamte schöpferische Vermögen der Vernunft wie Denken, Fühlen, Wollen, Wahrnehmen, Handeln. So gesehen ist im Anfang der Logos, d.h. die Kreativität der Vernunft, die mehr umfasst als die Spontaneität des Denkens, den Intellekt. Aus der Vernunft und durch sie ist alles geworden.

Identifizierte man allerdings den Grund von allem, was ist, ausschließlich mit der Vernunft, dann wäre der Grund abstrakt und unbestimmt, einem anonymen ewig waltenden Urgrund des Universums vergleichbar, der zudem auch anders denn als vernünftig interpretiert werden könnte. Deshalb stellt der Prolog heraus, dass das schöpferische Wort, der Logos, nichts anderes ist als Gott. Wiewohl Gott als das unbedingte, vollkommene Sein verstanden wird, aus dem alles endliche, bedingte Seiende

stammt, so ist jenes unbedingte Sein keine anonyme, apersonale Gottheit, nicht allein all-einer göttlicher Seinsgrund, sondern unbedingte Subjekt-Person: einzig und einmalig und damit Subjekt sowie in sich Beziehung und darin schon Person. Gott ist der grundlose, selbstursprüngliche, schöpferische Grund des Universums, von Welt und Mensch. Der Logos, das Wort, ist kein Bild oder Zeichen, das Gott nur äußerlich wäre, das durch ihn als pures „Schöpfungsinstrument“ gebraucht würde, ebenso wenig eine Mittlerfigur, dem platonischen Demiurgen vergleichbar, sondern Gott selbst. Damit wird verdeutlicht, dass Gott die Welt nicht allein aus einem ewig existierenden Stoff formt, dass er also mehr ist als Ordner einer ewigen Welt. Vielmehr erschafft er sie aus sich selbst heraus; „Schöpfung aus Nichts“ meint also: aus keinem vorgängigen Seienden erschaffen, sondern aus Gottes Fülle selbst herausgesetzt. Dabei spielt die Wort-Metaphorik eine entscheidende Rolle, denn das Wort, aus dem und durch das alles geworden ist, ist Gott selbst als seine Selbstaussage: Gott spricht kein Zeichen, das ihn bezeichnet, kein Abbild eines Urbildes, sondern er spricht sich selbst aus in seinem Wort. Oder anders formuliert: Er setzt sich selbst, seine gesamte Seinsfülle, im Setzen des Logos, in der Selbstaussage. Damit ist das Gesetzte, das Gesagte, eins mit ihm. Und doch ist es auch von ihm unterschieden, denn er hat sich selbst im Logos, im Wort, als ein Anderes gesetzt, als ein Gegenüber. Zugleich aber ist jenes Andere nichts anderes als Gott selbst. Der Grund von allem, was ist, ist also zum einen personaler Grund, da Gott selbst, und zum anderen ist er ein Grund, der als der eine Grund der Vielheit des Seienden zugleich schon in sich differenziert ist. Kein all-einer Ursprung also, sondern Einheit in der Unterschiedenheit der göttlichen Selbstaussage. Und diese Selbstaussage ist kein zeitlicher Akt, sie beginnt nicht an einem bestimmten Punkt, sondern gehört Gott wesentlich zu: Insofern Gott Gott ist, trägt er die Unterscheidung zwischen sich und dem Anderen, das er selbst ist, in sich. Gott ist wesentlich Einheit in der Differenz; die

Selbstunterscheidung Gottes kann somit anders als der singuläre, in der Souveränität Gottes wurzelnde Akt der Schöpfung, nicht nicht gedacht werden. Dieser Gedanke trägt die christliche Überzeugung von der Dreieinigkeit Gottes, die auch im Johannesprolog zum Ausdruck kommt, zumindest was die Unterscheidung zwischen dem göttlichen Grund, den die Tradition „Vater“ nannte, und dem aus und durch ihn Gesetzten und Geborenen betrifft, den „Sohn“, das ewige Wort des Vaters.

Aus Gott und seinem Wort entspringt das Universum als sein Bild und Gleichnis – geeint mit Gott dadurch, dass es aus Gott selbst und nicht durch einen Mittler entstanden ist und so mit Gott bleibend verbunden ist, unterschieden von Gott deshalb, weil jenes Bild und Gleichnis eben sich *als* Bild und Gleichnis von Gott unterscheidet, und weil es als solches nicht ebenso unbedingte und vollkommen ist wie der Grund, dessen Bild es ist. Jenes Entspringen des Universums aus Gott selbst wird im Übrigen in den Biblischen Schöpfungserzählungen metaphorisch mit dem Sprechakt „Es werde!“ bezeichnet, in dem der Anfang und somit das Werden und Vergehen gesetzt ist. Durch jene Bezeichnung durch einen Sprechakt wird betont, dass das Entstehen des Universums kein notwendig geschehender, immerwährender Prozess des Werdens und Vergehens der Welten ist, gründend im ebenso notwendigen Sich-Verströmen der Fülle der Gottheit, sondern ein singulärer, freier Akt Gottes, durch den der Prozess des Werdens und Vergehens überhaupt erst in Gang kommt – der göttliche Entscheid, aus sich selbst heraus Anderes entstehen zu lassen.

### **Das fleischgewordene Wort – der menschgewordene Gott**

Das schöpferische Wort und damit Gott selbst ist jedoch nicht allein ein von Welt und Mensch unterschiedener, transzendenter Grund und Ursprung. Ebenso wenig ist er ein dem Prozess des Werdens und Vergehens, der Zeitlichkeit und der Ge-

schichte enthobenes, starres und statisches Sein. Gott verharrt nicht im Gegenüber von Zeit und Ewigkeit, von Sein und Werden, von Transzendenz und Immanenz, Unendlichkeit und Endlichkeit. Vielmehr hat er sich dazu entschlossen, in seinem Wort, im Logos selbst sich zum Teil der Schöpfung zu machen und so die Kluft zwischen Transzendenz und Immanenz, Unendlichkeit und Endlichkeit zu schließen. Gott spricht sich nicht allein als Logos aus, setzt sich nicht allein als ein Anderes, welches er selbst ist. Er setzt auch nicht allein ein von ihm bleibend unterschiedenes Anderes, die Welt als ein Gleichnis seiner selbst bzw. des Logos, durch den alles entstanden ist. Die Geschichte dieser seiner Schöpfung ist ihm nicht gleichgültig, der Schöpfergott ist kein unbeteiligter Zuschauer, den nicht bekümmert, was durch ihn aller erst entstand. Er nimmt Anteil am Geschick seiner Schöpfung, insbesondere am Geschick des „logoshaften“ Menschen, der über die Gabe des Logos, der Vernunft, verfügt und damit über schöpferische Fähigkeiten, in denen und durch die er Zeichen Gottes in der Welt zu sein vermag. Dabei sei im Übrigen noch einmal daran erinnert, dass die Vernunft mehr umfasst als allein den Intellekt, dass also der Mensch auch in seinem Fühlen und Handeln „logoshaft“ und damit Bild und Zeichen Gottes ist. In seinem Handeln setzt er somit das Schöpfungswerk fort, das in und durch den schöpferischen Logos, in und durch die göttliche Vernunft, begonnen hat.

Darüber hinaus macht sich Gott zu einem endlichen Menschen, macht sich der Unbedingte zu einem Bedingten, wird er eine historische Person, die den Namen Jesus von Nazareth trägt. Gott lebt die Lebensgeschichte eines Menschen mitten unter Menschen, und genau dadurch zeigt er, wie er selbst ist, und wie Menschen sein könnten, wenn sie es vermöchten. Der Mensch Jesus von Nazareth ist das vollkommene Bild Gottes, das Bild des Logos, der in ihm selbst zur Erscheinung kommt. Gott spricht sich in diesem Jesus selbst aus, teilt sich selbst mit, sagt uns sich selbst zu, und insofern kann man sagen, dass das gött-

liche, schöpferische Wort, die Selbstaussage Gottes, in der Person Jesus selbst Fleisch geworden ist. Doch dies nicht so, als nähme ein geistiges Wort, eine intelligible Wirklichkeit, erst nachträglich Fleisch an; der Gegensatz zwischen Wort und Fleisch, Geist und Leib, ist in der Fleischwerdung des Wortes getilgt. Es drückt sich im Fleisch aus, umgekehrt ist der leibliche Ausdruck, der leibliche Vollzug, schon Realisation des Wortes, also des Grundes auch der Wirklichkeit des Leibes. Im Leib Jesu zeigt sich Gott direkt und unmittelbar, in realer Gegenwart, und doch zugleich verhüllt in jenem Leib, in dem Gott bzw. sein Wort Gestalt geworden ist. Die Metaphorik der Sprache und des Wortes erhält so eine neue Wendung: Im Unterschied zu den Wörtern wird das Wort, aus dem heraus alles geworden ist, nicht allein hörend vernommen und empfangen, auch nicht allein kraft des Intellekts verstanden und gedeutet, sondern es wird von denen geschaut, die Zeuginnen und Zeugen jener göttlichen Gegenwart geworden sind, von den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Lebens, Sterbens und der Auferweckung Jesu.

Das Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes bedeutet so zum einen entgegen aller Unterstellungen, dass das Christentum von seiner Wurzel her eine leibfeindliche Religion sei, die Aufhebung des Platonischen Gegensatzes zwischen Leib und Geist und damit auch die Betonung der Würde des Leibes. Der Leib rückt ins Zentrum des Offenbarungsgeschehens Gottes, in concreto der Leib eines bestimmten Menschen, in dem sich Gott auf unvergleichliche und unvergleichbare Weise und damit „ein für allemal“ gezeigt hat. Im Leib eines Menschen, in dem Gott nicht etwas, sondern sich selbst mitgeteilt hat. Zum anderen stellt jenes Bekenntnis heraus, dass der Gott Jesu Christi keine anonyme Gottheit ist, die entrückt in einem Jenseits west, sondern ein Gott, der sich zum Menschen in Beziehung gesetzt hat, der zu seiner Schöpfung steht, sich an sie gebunden hat und sie zur rettenden Vollendung führen will. Kein Himmelsherrscher also, aber auch keine willkürlich waltende All-Gewalt, sondern ein

Gott der Geschichte, ein Gott der Menschen, ein Gott *als* Mensch.

In seiner Selbstaussage, die sich „im Fleische“ vollzieht, sagt Gott uns zugleich Heil zu mitten im unheilen Leben, Befreiung aus den unerlösten Zuständen der Welt, Erlösung selbst noch aus der Verstrickung in Schuld und Tod. Die Zusage des Wortes, das Heil bringt, und das Gott letztlich selbst ist, geschieht im Handeln Jesu, im Zuspruch seiner heilenden Worte, in seiner aufrichtenden Begegnung mit den Leidenden und Schwachen, in der Verkündigung einer Hoffnung, die stärker ist als der Tod, in der Entscheidung, für den Gott des Lebens und das Heil der Menschen Zeugnis abzulegen und dafür sogar sein eigenes Leben einzusetzen bis hin zum Folttertod am Kreuz – ein Tod zumal, der das Vernehmen des göttlichen Wortes, die Anerkennung der Selbst-

mitteilung Gottes in Jesus von Nazareth, erschwert hat, wie es überhaupt schwer ist mit der Erkenntnis nicht nur, dass Gott ist, sondern dass er seiner Welt einwohnt und in der Person Jesu selbst Teil dieser Welt geworden ist. Dennoch aber trug auch den Verfasser des Prologs die Hoffnung, dass es sich darauf zu warten lohnt, dass eines Tages womöglich jeder dem Zeugnis zustimmt, dass jener Verfasser weiterzugeben bestrebt war: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit geschaut voll Gnade und Wahrheit.“

*Die Autorin ist Professorin für systematische Theologie und ihre Didaktik am Institut für Katholische Theologie an der Universität zu Köln.*